

Nachruf

Versöhnung statt Rache

Robert Huber, der als Kind aus seiner Familie gerissen wurde und sein Leben lang für die Rechte der Jenischen kämpfte, ist 83-jährig gestorben. **Von Daniel Meier**

Wer er ist, erfuhr er mit 19 Jahren im Gefängnis Bellechasse. «Hör mal, du heisst doch Huber», sagte eines Tages ein Mitgefangener aus dem Calancatal zu ihm. «Ich kenne dich, du bist ein Jenischer.» Huber wusste nicht, was das ist. Der andere fuhr fort: «Du bist weggekommen. Sie haben deine Familie auseinandergerissen wie meine auch. Ich kenne deine Geschwister. Ich habe auch deine Mutter und deinen Vater gekannt.» So fand Huber heraus, dass er kein Waise war.

Geboren wurde Robert Huber am 11. Oktober 1933 im Glarnerland. Die Mutter bekam zwölf Kinder in zwölf Jahren. Zwei starben nach der Geburt. Sie waren keine fahrenden Jenischen, sie hatten ein Haus in Bilten. Als Hausierer waren die Eltern oft unterwegs. Da sie sich kaum über Wasser halten konnten, beschlossen sie, Robert, ihren Jüngsten, zur Tante ins bündnerische Obervaz zu geben.

Nach dem frühen Tod des Vaters zieht das Unheil herauf. Mit der Behauptung, die Mutter könne nun nicht mehr für ihre Kinder sorgen, greift das Pro-Juventute-Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» ein. Alle Kinder werden in verschiedene Heime gebracht. Auch der knapp dreijährige Robert, obschon in Obhut bei Verwandten, wird abgeholt. Zunächst versorgt man ihn in einem Heim in Chur, dann lebt er während zehn Jahren als Verdingkind bei einer Pflegefamilie im Thurgau. Dort geht er in die Primarschule, lernt wenigstens lesen und schreiben. Danach wechseln die Stationen in kurzer Folge. Oder er wird bei Bauern untergebracht, wo man ihn als billigen Knecht einsetzt. Seine Kindheit verbringt Huber an 16 Orten. Auch das Thurgauer Kloster Fischingen zählt dazu.

Der Journalist Willi Wottreng beschreibt im Buch «Zigeunerhüptling», wie Huber gut 60 Jahre später nach Fischingen zurückkehrt, begleitet von seinem Enkel Jeremy, und vom Schlafsaal erzählt, wo er mit vielen anderen Buben lag, und von der Kartoffelschälmaschine im Erdgeschoss: «Da war ich oft. Da wurde man hingeschickt zur Strafe. Ich bin halt immer aggressiv gewesen.»

Ihren Kampf gegen die «Vaganität» führt die Pro Juventute mit Härte und Kälte. Um den Kern des fahrenden Volkes zu sprengen, müsse man die Familien auseinanderreißen, verkündet die Stiftung ganz offiziell. Auch Robert darf nie mehr nach Hause, kein Kontakt zu Geschwistern. Als Jugendlicher scheint er auf die schiefe Bahn zu geraten. Er arbeitet bald hier, bald dort. Überall trennt man sich im Streit. Bei einer Düngerefabrik im Jura läuft Huber weg, ohne die Rechnung in der Pension zu zahlen – Zechprellerei, seine erste Verurteilung. Weitere Scharmützel folgen, er landet in Bellechasse im Kanton Freiburg. Nach einem Ausbruchversuch wird er vom Landwirtschaftsbetrieb ins Zuchthaus verlegt. Nun sitzt der 19-Jährige mit Mördern und Vergewaltigern ein.

Jener Moment, als er vom Mitgefangenen die Wahrheit erfährt, ändert alles. Für Huber steht fest, dass man ihm all das Unrecht nur angetan hat, weil er ein Jenischer ist. Als er einige Monate später entlassen wird, macht er sich sogleich auf den Weg zur Mutter in St. Gallen. Es wird ein trauriges Wiedersehen, beide sind überfordert. Aber über die Mutter findet er den Kontakt zu Jenischen. Er will in diese Kultur eintauchen. Aus dem erhofften Gemeinschaftsgefühl wird jedoch vorerst nichts. Die Fahrenden betrachten ihn als Sesshaften, sie weisen ihn ab.

Sein Bruder Willi führt ihn ins Hausieren ein. Wäscheklammern soll er verkaufen. Mit Altmittel läuft es viel besser. Bald macht der begabte Händler ein Vermögen. Das Geld gibt er grosszügig wieder aus. Nun bewegt er sich im Milieu der Zürcher Langstrasse, wird ein Stadtjenischer und gehört endlich doch dazu. Auch Jenisch spricht er ordentlich. Und er wird, was die Eltern nie waren – ein Fahrender. Zeitweise lebt Huber im Wohnwagen. Er heiratet eine «Vollblutjenische», wie er sagt, sie haben drei Kinder. Viel später wird er, inzwischen geschieden, auf einer seiner weiten Reisen eine Kolumbianerin treffen und noch einmal Vater werden.

Gelegentlich geht Huber zu Treffen der Radgenossenschaft der Landstrasse, die sich



In seiner Kindheit wurde er ständig umplaciert: Robert Huber in seiner Wohnung. (Zürich, 24. September 2007)

für Fahrende einsetzt. In der Führung gibt es viele Wechsel, und so rutscht er hinein, wird Vorstandsmitglied und 1985 Präsident. Jetzt nützt es ihm, dass er aus zwei Welten stammt. Als Vermittler kämpft er für Anerkennung und Wiedergutmachung, für mehr Standplätze und dafür, dass Jenische und Sinti ihre Wanderberufe und Lebensweisen fortführen können. Wenn nötig, versammelt er das fahrende Volk zu einer Wohnwagen-Demo. Nach 27 Jahren im Amt tritt er ab.

Huber war charmant, witzig. Traurigkeit liess er nie erkennen. Aber die Aggressivität, die war noch zu spüren. Wenn er keine Kraft hatte, brauchte er nur an seine Jugend zu denken, und die Wut kam hoch. Einmal fragte Huber: «Was hatte ich denn verbrochen mit drei Jahren?» Aber er sagte auch: «Ich verspüre heute keinen Hass. Ich wollte keine Rache für das, was mir und den andern angetan worden ist, sondern ich wollte Rechte wie alle andern und Versöhnung.»

Michael Delligatti, 98

Was Michael Delligatti vorschwebte, war eine üppigere Variante des Cheeseburgers: Drei statt zwei Broteisbeiben, dazwischen zwei Lagen Rindfleisch. Als Franchisenehmer von McDonald's betrieb er einige Filialen in seiner Heimatstadt Uniontown in Pennsylvania, dort tischte er 1967 den Doppeldecker zum ersten Mal seinen Kunden auf. Nach anfänglichen Bedenken hatte der Konzern den Versuch bewilligt. Der Rest ist bekannt: Der «Big Mac» verkaufte sich sensationell und wurde bald zu einer Ikone der amerikanischen Kultur. Delligatti, der im Zweiten Weltkrieg in Europa gedient hatte, betonte stets, die Idee stamme eigentlich von einem konkurrierenden Hamburger-Restaurant: «Die Glühbirne war schon da. Ich habe sie nur eingeschraubt.» (dme.)

Hansjürg Badrutt, 86

Es kommt nicht oft vor, dass der Chef einem Angestellten ein Geschenk von 300 Millionen Franken macht. Hansjürg Badrutt hat genau das getan. Kurz vor Weihnachten 2006 schenkte er und seine Frau Anikó die Aktienmehrheit am St. Moritzer Luxushotel «Badrutt's Palace» ihrem Hoteldirektor und Freund Hans Wiedemann. Die einzige Bedingung zu diesem Geschenk: Der Name des Hotels muss bleiben.

Hansjürg Badrutt war der Enkel von Caspar Badrutt, der das «Badrutt's Palace» 1896 gegründet hatte. Lange führte er das Haus zusammen mit seinem 1998 verstorbenen Halbbruder Andrea. Um die Jahrtausendwende engagierte er dann Hoteldirektor Wiedemann, der im Haus für neuen Glanz und mehr Gewinn sorgte. «Wir haben keine Kinder», sagte Badrutt, «mein Kind wurde das Hotel. Ich musste ihm rechtzeitig einen neuen Vater suchen und habe ihn gefunden.» Es war auch ein Geschenk für St. Moritz. Das weltberühmte Hotel, in dem schon Marlene Dietrich oder Alfred Hitchcock abgestiegen waren, hält den Ort verlässlich in der internationalen Regenbogenpresse, ohne die für Hansjürg Badrutt stets wichtige Diskretion aufzugeben. Als er einst in einem Interview gefragt wurde, ob er wisse, wie seine Gäste ihr Geld verdienen, antwortete er: «Nein, vermutlich würde ich öfter erschrecken, wenn ich es wüsste.» (tis.)

Das historische Bild Toronto, 25. Oktober 1991

Es gehört zum Beruf einer Prinzessin, Spitäler zu besuchen, Bäume zu pflanzen, Orden zu verteilen, zu lächeln und Hände zu schütteln. Man mag das albern oder banal finden. Aber solche Auftritte können etwas bewirken, wie Prinzessin Diana der Welt zeigte. So wie hier, als die damalige Frau des britischen Thronfolgers, in einem Hospiz in Kanada einem aidskranken Mann die Hand schüttelt. Das Besondere: Diana tut es ohne Handschuhe.

Wir können das heute nicht mehr richtig verstehen. Aber vor 25 Jahren ist das eine Sensation. Aids verläuft damals fast immer tödlich. Das Wissen über die Ansteckungsgefahr durch das HI-Virus und über den Umgang mit den Kranken ist dürftig. So werden etwa die Angestellten eines Londoner Aids-Hospizes in den benachbarten Läden häufig nicht bedient.

Diana kämpft früh gegen Vorurteile und Ignoranz. Mit der Waffe, die sie hat: dem öffentlichen Auftritt. Sie umarmt schon 1989 bei einem Besuch im Hospiz Mildmay in London vor Fotografen einen der Kranken und küsst ihn. Was solche Gesten für die Akzeptanz von Aidskranken bedeuten, kann man heute kaum überschätzen. Wie erst später bekannt wird, besucht Prinzessin Diana Mildmay auch immer wieder inkognito, um dort mit den Patienten zusammensitzen, zu reden und ganz einfach privat das zu tun, was sie öffentlich verkündet: «HIV macht die Menschen nicht gefährlich. Man kann ihnen die Hand geben und sie umarmen. Weiss der Himmel, sie brauchen es.» (tis.)



TIM GRIFFITH / GETTY IMAGES